

Henri Gougaud
Erotische Volksmärchen aus aller Welt

Henri Gougaud

Erotische Volksmärchen aus aller Welt

Das Buch der Liebenden

Aus dem Französischen von
Antoinette Gittinger und Michael Farin

Anaconda

Titel der französischen Originalausgabe: *Le livre des amours. Contes de l'envie d'elle et du désir de lui*. Editions du Seuil, Paris 1996, Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung.

Titel der deutschen Originalausgabe: *Das Buch der Liebenden. Die schönsten erotischen Volksmärchen aus aller Welt*. Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München, aus dem Französischen von Antoinette Gittinger und Michael Farin © 1997 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2024 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotive: »Scheherazade«, aus der Serie »Designs on the dances of Vaslav Nijinsky« (1889–1950). Georges Barbier (1882–1932), Pochordruck, The Stapleton Collection / Bridgeman Images (Hauptmotiv); Roberto Castillo / shutterstock.com (Ornament)

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7306-1461-7

www.anacondaverlag.de

*Soll man jenen, die sich lieben, Gesetze geben?
Die Liebe hat einzig sich selbst zum Gesetz!*

BOETHIUS

Einleitung

Märchen handeln nicht von der Welt der Kindheit, sondern von der Kindheit der Welt. In ihnen finden sich die Kraft und die Unschuld des ersten Lebensfrühlings, ein ungebrochenes Verhältnis zu Gott, ein Dasein jenseits aller Zweifel.

Doch gibt es in diesem vom Lobgesang aller erfüllten Universum auch ein Land, das die Forscher stets hartnäckig umgangen haben – es ist das Land, in dem die Lust herrscht, die Anziehung zwischen Mann und Frau, das Verlangen nach Sinnentau-mel, kurzum der lustvolle Gebrauch jenes Körperteils, mit dem uns der Schöpfer zwischen Bauch und Beinen ausgestattet hat. Studiert man hingegen die Erzählungen und Mythen primitiver Völker, gewinnt man den Eindruck, daß die tausendfältigen erotischen Spiele überall genauso zelebriert wurden wie die heiligsten Äußerungen der Lebensfreude.

Warum die Geschichten von Stacheln und feuchten Höhlen dennoch lange Zeit kaum Beachtung, geschweige denn Aufmerksamkeit fanden, liegt vermutlich in der unüberwindlichen Scham, die die Feingeister (oder angeblichen Feingeister) stets gegenüber den unziemlichen Bedürfnissen des Körpers empfunden haben. Heutzutage halten wir sie hier im Westen nicht mehr für vom Teufel eingegeben, wagen es aber immer noch nicht, uns vorzustellen, daß sie Gott eines Tages gefallen könnten oder dies jemals getan haben. Für uns scheint der Himmel unverrückbar, in jedem Fall beginnt er oberhalb unserer Köpfe. Für unsere primitiven Vorfahren jedoch gab es keinen Ort, mochte er auch noch so profan sein, an dem er nicht gegenwärtig war. Kaum vorstellbar also, daß der Hüter unserer Seelen den Körperteil, aus dem der Baum

des Lebens erwächst, verachtet hätte? Als heiliger Vater ist er nun einmal allgegenwärtig, kümmert sich um die Lust seiner ungeschickten Söhne, verteilt die Rollen, sorgt für das Erwachen der Begierde, vermittelt bei Liebeshändeln und schlüpft bisweilen auch in die Rolle eines wollüstigen Spielers. Und da er ständig neben den Liebesbetten steht, wenn er sich nicht gar selbst hineinlegt, darf man zu Recht annehmen, daß jene Vorfahren, die uns zur Welt gebracht haben, den Liebesakt als eine Art Gebet betrachteten und das Gebet als überschwenglichen Ausdruck der Lebenskraft.

Sie besaßen noch diese ursprüngliche Unschuld, die uns heute fehlt. Der Umgang mit mündlichen Überlieferungen lehrt uns: Je zivilisierter eine Gesellschaft ist, desto abstrakter wird Gott, desto weiter entfernt er sich von der Erde und dem Körper seiner Kinder, desto mehr werden die Liebesspiele mit Verboten belegt, von engstirnigen Richtern unterbunden oder als schuldhaftige Geheimnisse verdrängt. Und wenn sich die derart unterdrückte Lust auflehnt, ihr Recht verlangt und diese Einschränkungen abschüttelt, bleibt sie sich selbst überlassen, eine Lust ohne Freude, eine Erde ohne Himmel, eine Seele ohne Glauben. Gott ist dem Leib entflohen und kann nicht mehr dorthin zurückkehren.

Diese zu Unrecht mißachteten Märchen lehren uns, daß sich der Schöpfer der Welt weder um unsere menschlichen Tugenden noch um unsere Schwächen kümmert. Er begibt sich ganz einfach dorthin, wo er willkommen ist. Und wenn man ihn hereinläßt, erfüllt er die Zimmer mit Duft, bringt die Farben zum Leuchten, gibt dem kleinsten Seufzer einen Sinn, läßt jedes Wort erhaben erscheinen, kurzum, er leistet göttliche Arbeit. Für unsere Vorfahren war es selbstverständlich, daß die Liebeskraft vom Herrn der Schöpfung ausgeht und daß es keine erfreulichere Aufgabe

gibt, als die Werkzeuge zu preisen, die uns geschenkt wurden, um ihr zu dienen. Wenn man sich davon überzeugen möchte, genügt es, die unvergleichliche Sprachfülle zu kosten, die unaufhörlich jener Stelle zwischen den Schenkeln entströmt. Allein im Französischen gibt es mehr als dreihundert Begriffe für das männliche Geschlechtsteil, ebenso viele für das weibliche, und für die Vereinigung der Leiber existieren noch mehr. Es sind dies die Worte des Gebets der Körper. Sie entfachen die Lust, erregen die Sinne, erhitzen das Blut, entzünden die Blicke. Wie die Gebete sind auch sie bereits Handlungen. Ob subtil oder gewöhnlich, blumig oder direkt, offen oder metaphorisch – sie alle drücken jene unwiderstehliche Lebenskraft aus, jene Energie, die unseren Körper durchströmt und sich weder um das Schickliche noch das Unschickliche kümmert.

Selbstverständlich sind diese Märchen auf der ganzen Welt verbreitet wie die menschliche Begierde selbst. Alle, die in diesem Buch versammelt sind, wurden mündlich überliefert. Aus welchem Land sie auch stammen, sie drücken alle das gleiche Erstaunen darüber aus, nach dem unergründlichen Dunkel endlich das Licht des Tages zu erblicken, dieselbe Verwunderung über die Liebe, die dort, wo vorher nichts war, einen Mund, Augen und Ohren, ein Gesicht und ein Herz in der Brust schuf, in dem insgeheim ein Sklave und ein König wohnen. Mit Vergnügen präsentiere ich diese Geschichten, die uns so viel über ein Glück lehren können, das es wiederzuentdecken gilt. Noch mehr gefällt mir, daß sie mir erlauben, mich in diese Familie zeitloser Menschen einzureihen, deren Worte unablässig um das Mysterium des Auf-der-Welt-Seins kreisen, das einfachste Mysterium von allen, aber auch das tiefgründigste.

Afrika

Schwarzafrika

Die Spaltung

Wer erschuf unsere Welt? Gottvater natürlich. Wie aber schuf er Mann und Frau, und warum lieben sie sich, schlafen miteinander und heiraten? Die Seele tief im Innern der Menschen weiß es, doch sie ist schüchtern, sie schweigt. Erfahrt also die Wahrheit.

Das erste Lebewesen, das Gott schuf, besaß einen Körper und zwei Gesichter. Es war stark, es war weise und verstand es, Himmel und Erde mit Herz und Seele zu genießen. Es wußte, daß man das reine Licht nur mit geschlossenen Augen sehen kann, es wußte, was die Toten wissen und was auch das Kind weiß, bevor es noch im Leib der Mutter ist. Es wußte alles im Himmel und auf Erden. Und es hatte keinen anderen Wunsch, als das Leben zu führen, das ihm geschenkt worden war.

Nun, Gott liebte die Freuden des Lebens. An einem heiteren Sommertag entdeckte er einen berauschenden Palmwein. Er nippte daran, schnalzte mit der Zunge, seine Augen glänzten, seine Nase rötete sich, sein Verstand verließ ihn. Er lachte los ohne jeden Grund, klatschte in die Hände, begann zu tanzen und wurde so ausgelassen, daß er sich in die Sterne verwickelte und die Treppe herunterkugelte. Er donnerte herab wie ein Blitzschlag. Wohin aber fiel er? Genau auf das zweigesichtige Wesen, das an einem Bergbach den Einbruch der Nacht beobachtete. Der Aufprall spaltete es mitten entzwei.

Das Gesicht der einen Hälfte war zum Himmel gekehrt, das der anderen zur Erde. Aber sie erhoben sich und wollten wieder eins werden. Da spürte das eine Wesen, wie ihm zwischen den erregten Schenkeln ein männliches Glied wuchs, das andere stöhnte, wölbte seinen Leib, um dieses Gebilde aus Fleisch und Blut aufzunehmen, sein eigen Fleisch, sein eigen Leben. Das Entzücken über ihre erneute Vereinigung währte einen Lustschrei lang. Und sie trennten sich erneut, wie sie von Gott geteilt worden waren.

Seit dieser Zeit vereinigen sich Mann und Frau, umarmen und verlassen sich, suchen sich aber immer wieder von neuem. Sie leiden an dieser Spaltung und leben nur dafür, sie zu überwinden. Sie lieben, als wäre es ein Gebet. Sie genießen. Ihre Körper wissen, daß sie im Geiste nur ein Wesen sind.

Das trockene Laub

Gott erschuf also die Welt, Bäume, Wiesen und Büsche, Tiere mit Fell, Vögel, Kriechtiere. Danach formte er einen Mann und eine Frau, errichtete für ihn eine Hütte auf einem Feld am Waldrand und für sie ein Häuschen am Flußufer. Zwischen diesen legte er einen Weg an. Aber keiner der beiden konnte ihn sehen, denn sie waren blind. Ihre Augen waren wie die der Neugeborenen, die Lider noch geschlossen. Eine kurze Zeit lebten sie so, ohne sich zueinander hingezogen zu fühlen, und in dieser Zeit konnte Gott unbekümmert schlafen.

Aber eines Tages, als sie vor ihrer Behausung Wasser schöpften, erfaßte beide im gleichen Augenblick das unerklärliche, doch sichere Gefühl, daß sich am Ende des Weges, der durch das Gras lief, ein Lebewesen befand, unendlich wichtig für ihr Leben und ihre Träume. Als Gott sah, wie ihre Begierde erwachte, dachte er hoch oben im Licht, daß sich einer bald zum anderen begeben werde. Er wollte wissen, wer, ob Frau oder Mann, den ersten Schritt tun würde. So ließ er eine Fülle trockenen Laubs auf den Weg herunterfallen. »Wenn es raschelt«, überlegte er, »wache ich auf und sehe, wer darüber läuft, und weiß folglich, welches meiner Kinder am empfänglichsten für die Liebesglut ist.« Mit diesen Gedanken legte er sich in seinem Wolkenbett schlafen.

Am gleichen Abend trat die Frau vor die Tür und suchte mal hier, mal dort etwas zum Essen. Dabei be-

rührte sie zufällig eine dickbäuchige Kröte. Das Tier spuckte ihr sein Gift ins Gesicht und verschwand entrüstet quakend mit einem Sprung im Schilf. Die Frau wischte sich verärgert das Gesicht ab und streifte dabei mit dem Nagel ihres kleinen Fingers über ihre Augen. Ihre Lider öffneten sich. Sie sah und staunte. Über ihr war der Himmel, um sie herum waren die Erde, ein glitzernder Fluß, Bäume, Sträucher, tausend schillernde Farben, die Abendsonne, die im Westen am Horizont unterging, ein Haus in der Ferne und vor ihren nackten Füßen ein Weg, der zu diesem begehrenswerten Ort führte. Sie sah auch das trockene Laub und witterte die göttliche Falle. »Gehe ich dorthin, wohin mich das Feuer lockt, das in mir lodert, wird es Gottvater erfahren«, überlegte sie schlau. »Es wäre mir aber lieber, wenn er es nicht erfahren würde.« Sie setzte sich und grübelte, wie sie die göttlichen Ohren täuschen könnte. Dann lächelte sie schelmisch und eilte, ihren Eimer am nahen Fluß zu füllen, begoß damit das trockene Laub und weichte es so auf, daß es nicht mehr raschelte. Als sie dies umsichtig und flink erledigt hatte, schlich sie auf Zehenspitzen zu dem, den sie kennenzulernen begehrte. Gott drehte sich im Schlaf, murmelte etwas und versank wieder in tiefen Schlummer.

Die Frau fand den Mann sehr anziehend. Sie öffnete ihm mit einem sanften Streich ihrer Nägel die Augen. Er entdeckte, daß seine Gefährtin genau jener Frau glich, die er als Blinder in seinen Träumen vor sich gesehen hatte. Ihr Verlangen erwachte, sie streichelten sich gegenseitig und

zitterten dabei so sehr, daß sie sich niederlegten. Sie tasteten sich zu den Stellen ihrer Begierde vor, genossen ihre Lust und wunderten sich, wie sie ohne die Blicke, ohne das Gesicht des anderen hatten leben können. Sie liebten sich. Dann hauchte die Frau:

»Sieh! Die Sonne geht auf. Gott wird bald aus dem Bett fallen, und ich möchte nicht, daß er uns hier zusammen überrascht, einer auf dem anderen liegend. Geliebter, ich muß jetzt gehen. Morgen abend bei Einbruch der Nacht kommst du zu mir.«

Der Mann sah zum ersten Mal, wie der Tag erwachte, sah seine langen Schatten und wie sie kürzer wurden, sah, wie die sengende Sonne das Laub austrocknete und die Schatten bis zum Abend wieder wuchsen. Endlich erblickte er den Mond mit seinem Heer von Sternen, die aus ihren Ställen im Himmel hervorkamen. Da schlüpfte er in seine Sandalen und brach leise summend zu seiner Liebsten auf.

Er ging mit festen Schritten über das Laub. Die Blätter knisterten und raschelten. Er achtete nicht darauf, denn in Gedanken war er schon ganz bei seinem neuen Vergnügen. Da hörte er über sich eine Donnerstimme:

»Wohin gehst du denn, mein Sohn?«

Der Mann duckte sich und bedeckte den Kopf schützend mit den Händen.

»Du also«, fuhr die Stimme fort, »erliegst als erster der Liebesglut. Bis zum Ende aller Zeiten soll es also so sein. Du gehst zur Frau, und die Frau wartet darauf, daß du sie zur Liebe aufforderst.«

»Aber, Herr ...« versuchte der Mann einzuwenden.

Doch dann schwieg er. Er war verliebt und wollte der Geliebten das Gottesurteil ersparen. Seit diesem Augenblick, da Gott ihn anrief, weiß er allein, daß die Frau immer als erste Verlangen verspürt. Ihre Lust setzt alles in Flammen. »Schau mich an«, fordert sie lockend, und der Mann kommt zu ihr, und Gottvater im Himmel lächelt im Schlaf.

Wie die Lust ins Dorf gelangte

In grauer Vorzeit lebte der Schöpfer im Dorf der Menschen. Himmel und Erde waren Bruder und Schwester. Die Bewohner kannten weder Angst, Kummer oder Leiden, weder Kopf- noch Zahnweh. Gottvater war glücklich und ungezwungen, er spielte gern. Es machte ihm Spaß, Lehm zu formen, ihm Atem einzuhauchen und ihn mit Herz und Verstand zu erfüllen. So erschuf er die Menschen. Er ließ aus seinen Händen Worte in ihren Mund fallen, Kraft in ihre Muskeln fahren und ein Funkeln in ihre Augen treten. Sie waren frei von allem Übel, kannten weder Vergangenheit noch Zukunft und wollten auch nichts anderes als die immer lebendige Gegenwart.

Als Gott eines Tages mit aufgespanntem Sonnenschirm an den Rundhütten vorbeisclenderte, blieb er plötzlich stehen. Er blickte sich aufmerksam um. Ein köstlicher Duft stieg ihm in die Nase. Durch eine offene Tür sah er einen Hasen am Spieß. Eine Frau würzte ihn gerade mit Safran.

»Welch köstlicher Duft«, sagte er und beugte sich über den saftigen Braten. »Darf ich einen Bissen von diesem goldenen Rücken kosten?«

Sie antwortete ihm:

»Untersteh dich. Ich habe großen Hunger und mein Mann ebenfalls. Dies ist unsere Mahlzeit, Herr, und nicht die deine.«

Zum ersten Mal spürte Gott, wie ihm in seinem unendlichen Leib eng ums Herz wurde.

»Weib«, sagte er, »du tust mir weh. Wer hat dieses Tier geschaffen? Ich, der Herr aller Dinge. Sei nett, gib mir zu essen. Ein winziges Stück, nicht mehr, hier auf meine Fingerspitze.«

Die Frau fächelte mit verschlossener Miene den Rauch über dem Braten fort und stieß schroff die ausgestreckte Hand zurück.

Gott war betrübt. Plötzlich sah er das Dorf in einem anderen Licht. Die Häuser, Bäume und Wege schienen ihren Zauber verloren zu haben. Er schloß seinen Sonnenschirm und verließ das Land, das ihm nicht mehr gefiel. Er zog sich in den Himmel zurück, wo er hinfort als Eremit lebte.

Aber er fühlte sich nicht wohl in seinen himmlischen Sphären. Zuerst war er übellaunig, dann kehrte langsam wieder Ruhe in sein Herz ein, schließlich langweilte er sich tödlich. »Welchen Sinn hat es«, fragte er sich, »Kinder in die Welt zu setzen und dann doch allein zu sein?« Er warf einen Blick ins Dorf hinunter. Was sah er dort? Männer und Frauen, die wie immer mit ihrer Arbeit und ihrem Wohl beschäftigt waren. Beteten sie manchmal zu ihm? Betrachteten sie den Himmel mit einem gewissen Bangen? Sie gingen auf die Jagd, aßen und tranken, lachten, spielten, und wenn sie zum Himmel aufschauten, dann aus Angst, daß es regnen könne. »Sie lieben mich nicht mehr«, seufzte der Vergessene. Er wollte zu seinen Söhnen und Töchtern zurückkehren. Aber die Menschen waren nur von irdischem Verlangen beseelt, ihr Verlangen nach Gott war nicht mehr stark genug. Da kam ihm die Idee, dieje-

nigen, die ihn nicht mehr bei sich haben wollten, zu sich zu holen. Und so erfand er den Tod. Keineswegs etwa, um die Menschen zu bestrafen oder sich an ihnen zu rächen, sondern nur, damit sie zu ihm kämen. Er lockte die Seelen dorthin, wo das wahre Leben herrscht. Die Körper, die viel zu schwer für die dünne Luft der azurblauen Höhen waren, blieben unten und nährten die Erde.

So starb das Dorf aus. Die Strohdächer verfaulten auf den verlassenem Häusern der dahingeschiedenen Besitzer, da niemand mehr neu hinzukam. Wie aber kann man ohne den von Gottvater geformten Lehm, den er mit Leben erfüllt und mit Augen und Mund versieht, sehen und genießen? Wie aber kann man zur Welt kommen? Die Menschen hörten auf zu spielen und fürchteten sich vor allem, was ihnen begegnete. Gott sah dies, und dieses neue Unglück gefiel ihm überhaupt nicht.

Er befragte die Liebe, die Gefangene seiner Tränen, und auch das Glück, das um ihn herumtanzte. Danach entdeckte er ein Wesen in seiner nächsten Nähe.

»Wer bist du?« fragte Gottvater.

»Dein Bote, wenn du es willst«, erwiderte das neue Lebewesen. »Deine Gedanken haben mich zum Leben erweckt. Da du nicht mehr fähig bist, den Menschen Leben einzuhauchen, tun sie dies selbst, und ich helfe ihnen dabei.«

»Wie?« erkundigte sich Gott verblüfft.

»Ich schlüpfte in ihre Haut, errege ihre Sinne, wecke ihre Begierde und zwingte sie, sich lustvoll zu vereinigen. So vermehren sie sich auch ohne deine Hilfe.«

»Wie ist dein Name, du unverhoffter Sohn?«

»Nenne mich, wie du willst, Herr. Ich bin dein Werk.«

Gottvater erwiderte:

»Du wirst die Lust im Körper der Lebenden sein, von kurzer Dauer nur, aber immer wieder neu erwachend. Geh, mein Bote. Tröste meine Kinder, da sie auf mich verzichten müssen. In Zukunft werden sie geboren, aufwachsen und altern. Die Zeit ist künftig ihr Herr, und du bist ihr hilfsbereiter, diskreter Begleiter.«

Gott schwieg. Die Lust stieg zur Erde hinab, und bis zum heutigen Tag hat sie ihre Pflicht erfüllt.

Das Salz

Jenes Instrument, das man Rute, Fackel, Schwert, Flöte, Spargel, Finger ohne Nagel, Dorn, Stange oder Latte nennt, kurzum, jenes hängende Ding, das ein menschliches Wesen als Mann kennzeichnet, war in ferner Zeit ein Lebewesen ohne Familie. Es konnte ungehindert kommen und gehen, essen, reden und schlafen, so wie es eben gewöhnliche Menschen tun. Es soll in dieser Geschichte Herr Stachel genannt werden, da man ja nun einmal einen Namen haben muß. Die Vagina oder Aprikose, Mandel, Muschel, Feige, Quelle, Festung, das niedliche Loch oder der Tunnel der Liebe, kurzum, dieser Gral, den heute eine jede Frau verwahrt, war damals gleichermaßen unabhängig. Frau Zaubervase lebte genau wie Herr Stachel ihr Leben.

Ihr Dorf war arm, es herrschte Hungersnot. So beschlossen sie eines Tages – sie waren gute Freunde –, gemeinsam zur nächsten Stadt zu gehen, und hofften, ihre letzten Muscheln dort gegen etwas Brei einzutauschen. Frau Zaubervase liebte Hirsebrei und kaufte die Zutaten für einen Topf davon. Herr Stachel glaubte, daß das Meersalz ein Allheilmittel sei, vor allem für die Probleme müder junger Leute. Er ließ sich also einen Beutel mit einem Pfund Salz abwiegen. Dann kehrten sie, zufrieden mit ihrer Reise, in ihr Dorf zurück.

Unterwegs überzog sich der Himmel. Donner grollte, über den schwankenden Bäumen entluden sich Blitze,

und als Herr Stachel beunruhigt den kahlen Kopf zurückwarf und zum Himmel hochblickte, klatschte ihm das tobbende Gewitter die ersten zwei Tropfen ins Gesicht.

»Mein Salz!« rief er mit bebender Stimme. »Es wird den Regenguß nicht überstehen. Es wird sich auflösen. Welch ein Unglück! Frau Zaubervase, rettet mich! So helft doch! Wo kann ich es nur in Sicherheit bringen?«

Seine Miene hellte sich auf.

»Dem Himmel sei Dank, ich weiß jetzt, wo, in Eurem großen Mund. Öffnet ihn, damit ich eindringen kann.«

Frau Zaubervase öffnete willig ihre schönen roten Lippen, der andere schob sein Pfund Salz hinein. Dann suchten sie gemeinsam einen Ort, wo sie vor dem Regen, der bereits aus tausend Himmelsöffnungen herunterprasselte, Unterschlupf fänden. Frau Zaubervase erspähte einen Termitenhügel und eilte sofort darauf zu.

»Das ist genau das richtige«, sagte sie zu Herrn Stachel, der, bereits dicht hinter ihr, ausrief:

»Bitte, rückt ein wenig zur Seite. Macht mir Platz!«

»Geht woandershin«, erwiderte sie. »Hier ist es zu eng für zwei.«

Herr Stachel bückte sich und kroch unter einen Baum. Aus ein paar Ästen machte er sich einen sicheren, fast trockenen Unterschlupf.

Der heftige Regen verwandelte den Termitenhügel binnen kurzem in eine unwirtliche Schlammputze. Und ohne eine Tür geöffnet zu haben, befand sich Frau Zaubervase plötzlich im Freien. Sie rannte zur Hütte von Herrn Stachel. Der hatte Feuer gemacht und kochte gerade eine Suppe.

»Kommt schnell«, sagte er, »und gebt mir mein Salz, ich will sie würzen.«

»Das Salz? Schande über mich! Ich habe keines mehr im Mund.«

Herr Stachel wurde puterrot.

»Ihr spielt mir wohl einen üblen Streich! Gesteht es, Schelmin.«

»Ihr glaubt mir nicht? So kommt nur herein«, forderte ihn Frau Zaubervase auf, »überzeugt Euch selbst.«

Herr Stachel machte sich steif, drang entschlossen in seine willige Gefährtin ein, stöberte etwas herum, stieß zu, schlüpfte heraus und begann wieder von vorn.

»Weiter, weiter, stöbert überall herum«, forderte ihn Frau Zaubervase mit bebender Stimme auf. »Und laßt Euch nur Zeit, ich habe alle Zeit der Welt.«

Herr Stachel wurde wütend, denn er fand nirgendwo das alles heilende Salz, er spritzte noch einen langen, weißen Strahl und zog sich schließlich zurück. Für einen Augenblick war er kraftlos und senkte erschöpft den Kopf.

»Vielleicht habt Ihr nicht richtig gesucht«, sagte Frau Zaubervase. »Wer weiß, vielleicht habt Ihr eine geheime Nische übersehen. Wollt Ihr Euch nicht noch einmal ans Werk machen?«

Und Herr Stachel hob tapfer den Kopf und machte sich wieder auf die Suche.

Immer wieder geht er seither auf die Suche und wird es wohl bis ans Ende aller Zeiten tun. Ist er müde, spritzt er und wendet sich wieder alltäglichen Dingen zu. Doch er

erholt sich schnell. Frisch gestärkt, schlüpft er abermals in den dunklen Mund, um nach dem Salz zu suchen, von dem zwischen den zwei zarten Lippen nur ein leichter Geruch nach Meer zurückgeblieben ist.

Weichtopf, Liebestöbel und Kugeln-im-Sack

Liebestöbel und Kugeln-im-Sack waren zu jener Zeit Nachbarn von Frau Weichtopf. Im Dorf herrschte Hungersnot. Die Sonne trocknete die Bäume, die Brüste der Frauen, die Kinder aus, und der Wind verwehte die Erde in den trockenen Flußbetten.

»Freunde, laßt uns Früchte sammeln«, sagte eines Morgens Frau Weichtopf zu den Bewohnern der Nachbarhütte. »Kopf hoch, wir müssen versuchen zu überleben.«

Alle drei begaben sich daher zum Rand eines Feldes, wo zwischen kargem Gras und Felsen Maulbeersträucher wuchsen.

Weichtopf setzte sich auf den Stumpf eines Feigenbaums, fuhr sich durchs Haar und sagte zu ihren Gefährten:

»An die Arbeit! Ich beaufsichtige euch. Wenn eure beiden Körbe bis zum Rand voll sind, leert ihr sie auf diesen flachen Stein, und ich teile alles in zwei Hälften. Die erste ist für mich, die zweite für euch.«

»Wie«, murrte Kugeln-im-Sack, »du nimmst dir heraus zu faulenzten, dir die Haare zu kämmen und auch noch zuzuschauen, wie wir gutmütigen Kerle uns die Finger wund kratzen?«

Weichtopf riß verächtlich den Mund auf und strich über ihre Wimpern.

»Und dann willst du auch noch deinen Anteil an den Früchten?« stöhnte Kugeln-im-Sack, der schon im voraus ermattet wirkte.

Liebesstöbel sagte zu ihm:

»Laß es gut sein, Weichtopf möchte sich halt nicht die Haut verderben. Sie ist ein geheimnisvolles Wesen, zart und empfindlich. Die Sonne erschreckt sie.«

»Von mir kriegt sie nichts«, grummelte der andere störrisch.

So gingen sie aufs Feld. Kugeln-im-Sack stopfte sich die Beeren, die er pflückte, in den Mund, so daß sich seine Backen aufblähten, und leckte sich die Lippen. Liebesstöbel trällerte während der Arbeit eine muntere Weise.

Als es Mittag wurde, zeigten sich schwere graue Wolken am Himmel. Donner grollte. Blitze zuckten auf. Liebesstöbel blickte nach oben.

»Gottvater da oben zündet seine Pfeife an, seht nur, wie er die Feuersteine gegeneinanderschlägt. Bald wird er niesen.«

»Ruhig Blut«, sagte Weichtopf. »Wenn es anfängt zu regnen, meine Freunde, gewähre ich euch Schutz.«

Das Niesen Gottes ließ Himmel und Erde erbeben. Das Gewitter entlud sich mit voller Wucht. Liebesstöbel bückte sich, ließ seinen Korb im Stich und eilte an den Rand des Feldes.

»Warte auf mich«, rief Kugeln-im-Sack und watschelte eilig los wie eine aufgeschreckte fette Gans.

Sein Leib war schwer, da er so viele Früchte gegessen hatte. Liebesstöbel stieß mit strahlendem Gesicht gegen Weichtopf. Sie öffnete sich.

»Komm herein«, sagte sie einladend.
Er schritt über die Schwelle und sang:

*Ich tauche, tauche, tauche in dich ein,
du Geheimnis göttlicher Güte!*

Weichtopf flüsterte:

*Du tauchst, tauchst, tauchst in mich ein,
o starke zarte Wurzel!*

Kugeln-im-Sack protestierte von draußen:

*Oje, ich habe weder Feuer noch Dach!
Ich werde naß und schrumpfe!*

So wird Liebe gemacht. So wird sie immer gemacht.
Wenn Liebesstöbel im Nest von Weichtopf herumtollt,
bleibt Kugeln-im-Sack draußen vor der Tür. Schuld ist
sein dicker Bauch, den er sich an feinem Regentag mit
Maulbeeren gefüllt hat. Frau, öffne dich, das Märchen ist
zu Ende.